

selbstverliebt in die Kamera, Gide grübelt unter Giacomo Leopardis Totenmaske, Sartre raucht seine Pfeife. Der Anblick des eigenen Gesichts als Farbfoto ist ungewohnt. Hin und wieder geht ein Raunen durch die Reihen.

»Wir sehen alle aus, als kämen wir aus dem Krieg«, sagt Sartre.

»Ich hätte mich besser rasieren sollen an dem Tag«, stöhnt Georges Duhamel.

»Wenn Sie sich nicht fotogen finden«, ruft Léon-Paul Fargue, »Ihre Krawatte ist es sicherlich.« Duhamels Krawatte ist knallrot.

»Breton sieht aus wie ein Erzengel«, findet Adrienne Monnier. Gerade der strenge Surrealist ist so schwer zufriedenzustellen, reglos sitzt er da und verzieht keine Miene.

Das nächste Dia zeigt nur ein Telegramm: ›Nichts zu machen, Dank, Ablehnung und Bedauern + stop + Absolut unnötig, dass Madame Fotografin die Reise macht + stop + habe beschlossen, meine Visage mit ins Grab zu nehmen, ohne Spuren zu hinterlassen.‹ Absender: Roger Martin du Gard, Autor des Familienepos' *Die Thibaults*.

Natürlich hat Gisèle Freund auch Adrienne Monnier aufgenommen, gehüllt in eine hellblaue Häkelstola, mit Strickhaube auf dem Kopf. Ihre Freundin Sylvia Beach, Inhaberin der Leihbücherei *Shakespeare and Company*, hält lachend eine kleine Vogelfigur in der Hand. Gisèle kennt beide Frauen seit 1936, als sie an der Sorbonne ihren Abschluss in Soziologie machte, Adrienne hat Gisèles Doktorarbeit über *Die Fotografie in Frankreich im 19. Jahrhundert* ins Französische übersetzt und verlegt. Die Deutsche, die Französin und die Amerikanerin sind längst Freundinnen. Kürzlich, bei Adrienne zum Essen, hatten sie Joyce unisono zu einem Porträtfoto zu überreden versucht, das sei doch eine perfekte Werbung für sein neues Buch *Finnegan's Wake*. Erstaunlich, dass Sylvia noch mit ihm spricht, seinen *Ulysses* hat sie finanziert, und als er sich damit einen Namen machte, verkaufte er die Rechte einem anderen Verlag. Wenigstens Sylvia ist Joyce etwas schuldig.

An der Wand erscheint das letzte Bild, eine vornehme Dame, roter Lippenstiftmund und Perlenkette. Victoria Ocampo ist eine vermögende Argentinierin, Herausgeberin der Zeitschrift *Sur*, durch die europäische Literatur in Lateinamerika bekannt wird. Nachdem Gisèle Freund den Diaprojektor ausgeschaltet hat, hebt eine lebhafte Diskussion an. Die meisten Schriftsteller meinen, dass die Porträts der anderen sehr gut gelungen seien, was aber ihr eigenes Bild betrifft, so sind sie nicht einverstanden. ›Das liegt allein an unserer Unfähigkeit, unsere beiden Bilder in Übereinstimmung zu bringen‹, denkt die Fotografin, ›das, welches wir von uns selber haben und jenes, welches man uns vorhält, das der Reflex unserer Persönlichkeit ist, so wie sie die anderen wahrnehmen.‹ Noch lange stehen die Gäste beieinander und staunen über diese neuartige Fotografiertechnik.

»Die 35-mm-Farbfilme sind erst vergangenes Jahr auf den Markt gekommen und extrem kostspielig«, erklärt Gisèle Freund. »Das war für mich eine Offenbarung. Das Wunder, alle subtilen und sich verändernden Rot-, Grün- und Gelbschattierungen festzuhalten, die Transparenz einer weißen Haut um das Blau eines Auges herum. Die Zeit, in der man die Dinge in Licht oder Schatten sah, war vorbei.«

François Mauriac macht aus seiner Unzufriedenheit keinen Hehl: »Warum haben Sie mich nicht zwanzig Jahre früher fotografiert?«

»Ihre Defizite bringen Ihre besten Eigenschaften doch erst zum Ausdruck«, antwortet Gisèle ungerührt. »Das Leiden an Ihren Fehlern schafft erst den Reichtum. Jede einzelne Falte ist kostbar.«

Adrienne Monnier stellt den Damen eine sehr private Frage: »Haben Sie sich schon mal gefragt, ob sie einen Mann mehr lieben würden, wenn er keine Falten hätte?«

Simone de Beauvoir hat über diese Frage noch nie ernsthaft nachgedacht. Sie liebt Sartre haargenau so, wie er ist, und vor allem die Denkerfalte auf seiner vom Pfeifenrauch umnebelten Stirn.

»Die Schriftsteller haben mit den Filmstars nur eins gemein, die Berühmtheit«, stellt Gisèle Freund fest. »Von den Ersten verlangt man nicht, schön zu sein, sondern intelligent auszusehen. Von den Zweiten verlangt man nur, schön zu sein. Nun erklären Sie mir, warum Schriftsteller immer wie Filmstars fotografiert werden wollen, und Letztere immer wie Schriftsteller.«

André Maurois ist auch nicht ganz glücklich mit seiner Erscheinung: »Sie hätten mich in meiner Uniform der Académie Française aufnehmen sollen, sie ist umso vieles fotogener als ich.«

Gisèle Freund hält nichts von solchen Verkleidungen: »Nichts ist so irreführend wie der Glaube, die Kamera sei ein objektives Mittel zur Wiedergabe unserer Persönlichkeit. Jeder Fotograf wird von Ihnen ein unterschiedliches Bild machen, wie zwei Maler Sie eben malen, jeder auf seine eigene Weise.«

André Malraux mit Zigarette im Mundwinkel und vom Wind zerzaustem Haar, mit diesem Porträt hat alles angefangen. Er hatte Gisèle Freund im Juni 1935 zum Ersten Internationalen Schriftstellerkongress in der Pariser Mutualité eingeladen. Mit ihrer kleinen diskreten Leica konnte sie dort ganz unauffällig dokumentieren, wie Autoren aus aller Welt über die Bedrohung durch den Faschismus debattierten. Malraux im Gespräch mit Ilja Ehrenburg und Paul Nizan, Heinrich Mann neben Jean-Richard Bloch, Gustav Regler und Anna Seghers Seit an Seit, Aldous Huxley und André Gide, ein in sich hineinlächelnder Bertolt Brecht – damals alle noch in Schwarzweiß. Seither geht sie systematisch vor und vereinbart mit Schriftstellern Termine fürs Fotoshooting. So füllt sich nach und nach das Portfolio mit den Großkopferten.

Als alle fort sind und Adrienne Monnier die Stühle zusammenräumt, sagt sie: »Gisèle, bist du dir bewusst, dass das heute ein historisches Ereignis war?«

\* \* \*

»Nachdem Barcelona in die Hände der Frankisten gefallen war, wurde den Parisern erneut klar, wie nah bei Frankreich der deutsche Flugplatz südlich von Irun liegt. Schnelle Bomber könnten von dort in zehn Minuten Biarritz und in nur drei Stunden Paris erreichen.« Das schreibt die amerikanische Journalistin Janet Flanner am 2. Februar 1939 als Paris-Korrespondentin des *New Yorker*.

Weiterhin strömen unablässig Flüchtlinge aus Spanien über die französische Grenze. Franco triumphiert, und zahllose republikanische Freiheitskämpfer suchen verzweifelt Asyl im Nachbarland. In Gurs am Fuße der Pyrenäen kommen viele von ihnen in einem

eigens eingerichteten Lager unter. Für Intellektuelle wie Nancy Cunard oder George Orwell, die sich im Spanischen Bürgerkrieg engagiert haben, ist die Niederlage der Republikaner ein schwerer Schlag. Bitter die Erkenntnis, wie wenig ihr Protest gegen Waffengewalt auszurichten vermochte. Und nun wirft ein noch größerer Krieg seine Schatten drohend voraus. Europa ist in »zwei Glaubenslager gespalten«, berichtet Flanner den Amerikanern. »Frankreich und England betrachten ihn aus historischen und materiellen Gründen als *summum malum*, Deutschland und Italien hingegen aus biologischen und materiellen Gründen als *summum bonum*.« Die Kriegsbegeisterung der Engländer und Franzosen hält sich sehr in Grenzen. »Die Italiener dagegen, deren heldenhafte Eroberungen bereits so lange zurückliegen, dass Cäsars gallische Kriege nur noch Schulkinder langweilen, und die Deutschen, die den letzten Krieg erst nach einem Blutbad ohnegleichen verloren, beflügelt die Aussicht auf einen militärischen Sieg.« Keine unwichtige Aufgabe, die Landsleute in Amerika über die Lage in Europa aufzuklären, denn schon 1917 sind es schließlich die USA gewesen, die mit ihrem Kriegseintritt die entscheidende Wende und eine Niederlage Deutschlands herbeigeführt hatten. Wenn die USA schon jetzt eine klare Position bezögen, wüsste Hitler, mit welchem Gegner er es im Ernstfall zu tun bekäme. Dass er keine Chance hätte.

Vom Fanatismus und von der Gefährlichkeit der Nationalsozialisten kann man sich auch in den Vereinigten Staaten vor Ort überzeugen, und zwar am 22. Februar im New Yorker Madison Square Garden, wo bei einer Massenkundgebung 22.000 Anhänger des Amerikadeutschen Bund zusammenkommen, Leute mit zum Hitlergruß gerecktem Arm und mit einem Hakenkreuzabzeichen auf der Brust. Ihr Anführer Fritz Kuhn geifert gegen Präsident Roosevelts Politik und den New Deal, den er ›Jew Deal‹ nennt. Er wittert eine bolschewistisch-jüdische Weltverschwörung, und die Emigranten aus Europa sind für ihn natürlich Staatsfeinde Nummer eins. Mitten in eine der Hetzreden, die an diesem Tag im Madison Square Garden geschwungen werden, platzt lautes Gelächter, das schallende, höhnische Lachen einer Frau. Ja, hat die denn gar keine Angst? Vorsichtshalber wird diese unerschrockene Person unter Polizeischutz aus der Arena hinausgeleitet, wer weiß, wozu die fanatischen Massen fähig sind.

Die mutige Frau, die sich von Braunhemden nicht einschüchtern lässt, ist die New Yorker Journalistin Dorothy Thompson, studierte Politik- und Wirtschaftswissenschaftlerin und Vorkämpferin für das Wahlrecht der Frauen. Die Fünfundvierzigjährige ist eine Autorität in den USA, ihr politisches Urteil hat Gewicht. Ihre seit 1936 in etlichen amerikanischen Zeitungen erscheinende Kolumne *On the Record – Aktenkundig* erreicht ein Millionenpublikum, beliebt sind ihre Kommentare im Radiosender NBC, nicht weniger als ihre monatlichen Artikel zu praktischen Themen wie Haus und Garten im *Ladies Home Journal*. Seit Kurzem ist Dorothy Thompson Mitglied der American Academy of Arts and Letters. Im Januar 1939 ist ihr Buch *Let the Record Speak – Aus den Aufzeichnungen* erschienen, ein Sammelband mit ihren besten Radio-Features und Kolumnen aus der *New York Herald Tribune* der letzten drei Jahre.

Mit den Nazis hatte Dorothy Thompson schon vor längerer Zeit das zweifelhafte Vergnügen. Während eines Jahrzehnts als Auslandskorrespondentin in Europa, von 1924 bis 1934, bekam sie 1932 die seltene Gelegenheit, Adolf Hitler für die *Cosmopolitan* zu interviewen. Nach wenigen Minuten war ihr klar, dass ein vernünftiges Gespräch mit dem Mann nicht möglich ist. Ohne auf Thompsons Fragen einzugehen, brüllte Hitler die ganze Zeit nur herum, so, als müsse er sich im voll besetzten Sportpalast Gehör verschaffen. Unter dem Titel *I saw Hitler* berichtete die Journalistin über diese bizarre Begegnung. »Als ich Hitlers Suite im Kaiserhof Hotel betrat, war ich davon überzeugt, dem künftigen deutschen Diktator gegenüberzustehen«, so Thompson. »Nach etwa fünfzig Sekunden war ich mir ganz sicher, dass dem nicht so war. So lange habe ich gebraucht, um die erschreckende Bedeutungslosigkeit dieses Mannes zu ermessen, der die Welt in Aufruhr versetzt hatte.«

Bekanntlich lag Dorothy Thompson damals falsch mit ihrer Einschätzung, und sie war nicht die Einzige. Fatalerweise verkannten viele die Lage und ließen sich von Hitlers kleinbürgerlicher Herkunft, seiner Mittelmäßigkeit, dem eingängigen Geschrei, das er anstimmte, täuschen und unterschätzten seine Gefährlichkeit sowie nicht zuletzt auch die Skrupellosigkeit, mit der er diplomatische Vereinbarungen einfach unterließ. Im Jahr nach seiner ›Machtergreifung‹, im August 1934, war Dorothy Thompson aus Deutschland ausgewiesen worden, und das trotz ihrer Akkreditierung, ein enormer Affront gegen die Auslandspresse, der in der Welt als beunruhigendes Signal wahrgenommen wurde.

Wie Janet Flanner wird Dorothy Thompson nun nicht müde, ihre Landsleute vor den Faschisten zu warnen, vor allem, seit Hitler gezeigt hat, wozu er fähig ist. Ihr zweiter Ehemann, der Romanautor Sinclair Lewis, hatte in seiner bereits 1935 erschienenen Novelle *It Can't Happen Here – Das ist bei uns nicht möglich* vor dem Aufstieg eines amerikanischen Hitler gewarnt. Nun hält Thompson im ganzen Land Vorträge über die Gefahr von rechts. Goebbels' Propaganda ist über Kurzwelle schließlich auch in den USA zu hören. Goebbels appelliert vor allem an den Patriotismus der Deutschamerikaner, sämtliche Gräueltaten aus Deutschland seien nichts als Lügenmärchen der jüdischen Presse, das will er ihnen weismachen. Namentlich Dorothy Thompson wird von ihm als ›Feindin Deutschlands‹ angegriffen. Dabei ist sie das genaue Gegenteil, sie liebt das Land, in dem sie so gern gelebt hat. Sie spricht ausgezeichnet deutsch, hat Freunde gewonnen in Deutschland, etliche von ihnen trifft sie nun als Exilanten in New York wieder, so wie Erika und Klaus Mann. Man kennt sich aus München, aus dem Haus einer gemeinsamen Freundin, der Bildhauerin und Schriftstellerin Christa Hatvany-Winsloe, mit der Dorothy zwischen 1932 und 1934 liiert war. »Die Dorothy Thompson, die wir in New York wiedersahen, stand im Begriff, eine nationale Figur – ›a national figure‹ zu werden«, schreibt Klaus Mann. »Ihre regelmäßigen Kommentare zu politischen, kulturellen und allgemein menschlichen Fragen wurden in Hunderten von amerikanischen Blättern abgedruckt; ihr Wort hatte Gewicht, man hörte auf ihren Rat.«

\* \* \*

Annemarie Schwarzenbach kann Ende Februar die Klinik Bellevue im schweizerischen Yverdon verlassen, wo sie seit Oktober 1938 einen Drogenentzug gemacht hat, nicht den ersten ihres jungen Lebens. Während ihrer Therapie hat sie geschrieben, ein Buch über Persien, wo sie durch die 1935 geschlossene Ehe mit Claude Clarac, einem französischen Legationsrat, eine Weile gelebt hat. *Tod in Persien*, so soll das Buch heißen.

Aus Yverdon zurück in ihrem Haus in Sils im Engadin, bekommt Annemarie Schwarzenbach Besuch, vor der Tür steht eine Frau, die sie im vergangenen Herbst in Zürich kennengelernt hat, die Genferin Ella Maillart. Vom ersten Augenblick an fühlte Annemarie sich von der fünf Jahre Älteren verstanden: »Ich lebte auf, und fand ein so unerwartetes Echo, eine so direkte Beziehung, eine so zweifellose Gemeinsamkeit des Antriebs und der Gedanken, dass ich beruhigt und beglückt war: ich sei auf keiner abwegigen Spur.« Die labile Annemarie vertraut sich der Älteren vollkommen an: »Ich bin jetzt dreißig. Es ist die letzte Chance, mich in die Hand zu bekommen.«

Ella Maillart, passionierte Bergsteigerin und Seglerin, fürchtet weder steile Skipisten noch schwere See. Sie schreckt vor fremden Welten nicht zurück, ist schon bis nach Indien vorgestoßen und hat aus ihrer Abenteuerlust einen Beruf gemacht: Reiseschriftstellerin. Seit sie Annemarie Schwarzenbach kennt, macht sie sich Gedanken, wie sie der Freundin helfen kann. Wie sie dazu beitragen kann, dass die, auf sich zurückgeworfen in ihrem schönen Bauernhaus, nicht gleich wieder auf dumme Ideen kommt und Trost bei falschen Freunden sucht, wie dem Morphium. Tapetenwechsel im großen Stil, hinaus in die Ferne, das ist doch die beste Medizin. Sie erinnert sich genau an Annemaries Worte: »Mein blindes Herumtappen im Leben ist unerträglich geworden. Was ist der Grund, der Sinn dieses Chaos, das Menschen und ganze Völker vernichtet? Und ich muss doch etwas mit meinem Leben anfangen können, es muss doch etwas geben, wofür ich froh leben oder sterben möchte!« Ganz klar, Annemarie braucht neue, starke Eindrücke, damit ihre Gedanken nicht ständig um sie selbst kreisen und sie erneut in einen depressiven Strudel und in den Abgrund reißen.

»Lass uns eine Reise machen«, schlägt Ella Maillart vor.

Annemarie ist überrascht: »Indien, das Land, von dem du so schwärmst? Oder der Kaukasus?«

»Afghanistan.« Das klingt exotisch. Allerdings auch wieder gefährlich nach Drogen. »Bis zum Hindukusch.«

Annemarie kommt dieser Vorschlag wie gerufen: »Als ich in Teheran war, hatte ich mir immer gewünscht, weiter nach dem Osten zu kommen, wo die Menschen ihre alte traditionelle Lebensweise noch nicht aufgegeben haben.« Als Journalistin schreibend durch die Welt, das wollte sie schon immer. 1931 hat sie an der Universität Zürich eine ausgezeichnete Promotion abgeschlossen, über *Die Geschichte des Oberengadins im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit*. Doch schon im Laufe des Studiums schrieb sie am liebsten Prosa, während eines Semesters in Paris entstanden von der Stadt